

General Dufour als Soldat

Autor(en): **Bircher, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **17 (1937-1938)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158364>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tonalen Gesetzes. Die Erfahrung mit dem obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten bestätigt das.

* * *

Mein Schluß ist also: die Verfassung ist so auszubauen, daß sie in den voraussehbaren Fällen gehalten werden kann; aber dann soll sie auch gehalten werden.

General Dufour als Soldat.

Von Eugen Bircher.

Man sucht heute zwischen Militär und Soldat einen Unterschied zu machen. Der Name des Militärs hat einen unangenehmen Beigeschmack bekommen. In letzterem sieht man den Vertreter des Gamaschenknopfes und des Paradrills, etwas den Nachkommen des alten Söldnertums, das nur des Kampfes wegen seinen Degen führt. Dem Soldaten aber billigt man alle die Eigenschaften zu, die dem wahren Vertreter des Wehrstandes, der Landesverteidigung, zukommen. Selbstlosigkeit, Opfermut, Kampf und Waffengebrauch der Idee wegen, für das eigene Volk und den Staat sein Leben zu opfern. Dem Soldaten ist seine Pflicht vorgezeichnet durch eine innere Berufung, das Militär legt das Gewicht auf das Äußere, Ehrenzeichen, Erwerb, gehobene soziale Stellung und Kommandogewalt. So stehen auch seine Forderungen mehr auf äußerlichem Gebiet in der Form des militärischen Dienstes, während im Soldaten, unbekümmert um Ehre, Lohn und Ruhm die innere Pflicht das Entscheidende ist, und er die Anerkennung im „unbekannten Soldaten“ findet. General Dufour war seinem innern Wesen nach Soldat, wenn er auch — oder weil er — als Militär in einer fremden Armee — das Wesen des Krieges unter einem der größten militärischen Denker und Führer — Napoleon — kennen gelernt hatte.

Gerade aber diese Erkenntnis vom Wesen des Krieges, die der junge Dufour auf verschiedenen Kriegsschauplätzen und in verschiedenen militärischen Disziplinen sich erworben hatte, bildete fortan die Grundlage für seine weitere soldatische Betätigung.

Diese war eine dreifache: eine wissenschaftliche, eine organisatorische und diejenige der praktischen Truppenführung im Sonderbundskrieg und bei der Grenzbesetzung 1859.

Dufour war sich durchaus klar darüber, daß die Erkenntnis vom Wesen des Krieges, wenn nicht in der praktischen Betätigung auf einem Kriegsschauplatze, nur auf erfahrungswissenschaftlichem Wege angeeignet werden konnte. Wir sehen ihn daher in die kriegswissenschaftliche Literatur

seiner Zeit eindringen und daraus klare Lehren ziehen, die er in einem heute noch lesenswerten Werke als „Lehrbuch der Taktik“ im Jahre 1842 herausgegeben hatte. Es dürfte neben demjenigen Wieland's wohl das erste bedeutende Werk auf kriegswissenschaftlichem Gebiete in der Schweiz darstellen. Die darin enthaltenen Gedankengänge beruhen auf kriegsgeschichtlichem Studium. Über dieses hat er die heute mehr denn je zutreffenden Worte geschrieben:

„Es ist der große Vorzug der Geschichte, daß sie uns auch die Erfahrungen Anderer vor die Augen stellt, und gegen einseitige Schlüsse bewahrt; es ist dies gleichfalls der große Vorzug des Studiums der Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten anderer Nationen; und in engerer militärischer Beziehung des Studiums der Kriegsgeschichte, und der Einrichtungen fremder Armeen, — der Resultate ihrer Erfahrungen. Dieses kann teils durch Bücher geschehen, teils, was immer das bessere, aber seltenere Mittel ist, durch eigene Anschauung, indem unterrichtete Individuen jene Länder aus diesem Gesichtspunkte bereisen. Solches Studium bewahrt vor Überschätzung des Eigenen, und Verkünderung und Erstarrung in einer einseitigen Richtung, die man für die einzige wahre, untrügliche hielt, weil es die eigene, anfänglich richtige, nachmals verzerrete Erfahrung war: — ein Irrtum, der sich oft schwer gerächt hat!

Gehen wir aber in die Kriegsgeschichte zurück, so müssen wir erstaunen über die oft sich scheinbar widersprechende Mannigfaltigkeit der Erfahrung, die so groß ist, daß derjenige, der eine Behauptung oder irgend ein System — gewöhnlich von ihm als ein Universalmittel betrachtet — aufstellt, ebensogut die Beweise dafür aus der Geschichte nehmen könnte, als ein anderer, welcher vielleicht die gerade entgegengesetzte Behauptung zu rechtfertigen suchte; so daß der Theoretiker hierin scheinbar Grund genug finden könnte, gegen jeden Beweis durch Empirie zu protestieren. — Worin liegt aber dieses? — Abgesehen davon, daß wir die Strahlen fast aller historischen Begebenheiten nur durch das Prisma des Augenzeugen und Erzählers gebrochen und gefärbt erhalten, liegt es vornehmlich darin, daß jeder körperliche Stoff, alle äußerlichen Mittel und Elemente erst durch den unendlich vielgestalteten und beweglichen menschlichen Geist, ja selbst durch eine höhere, unsichtbare, geistige Gewalt ihr eigentliches Leben, ihre wahrhaft lebendige Bedeutung und Wirksamkeit erhalten. Dieses darf man nie vergessen; — daher haben oft dieselben äußeren Mittel, welche einmal, durch einen großen, kräftigen Geist belebt, den glänzendsten Erfolg hervorbrachten, ein anderes mal, weil dieser fehlte, gar nichts geleistet, und sind deshalb dem großen Haufen, der schnell erhebt und ebenso schnell verdammt, der immer gleich einen allgemeinen, alles erklärenden Lehrsatz haben möchte, um damit zu imponieren, und dahinter die Flachheit des eigenen Nachdenkens zu verbergen, — sehr mit Unrecht, lächerlich und verächtlich geworden.“

Diese Sätze geben eine durchaus richtige Einstellung zum Studium der Kriegsgeschichte, das heute bei uns nicht in entsprechendem Ansehen steht.

Als Organisator war er sich über die Schwierigkeiten, die einer militärischen Organisation im neuen, losen schweizerischen Bunde entgegenstanden, wohl klar.

Die absolute Neutralität war ihm der Grundbegriff, die einzige für die Schweiz in Frage kommende Staatsmaxime, die nur durch konstante Wehrbereitschaft aufrechterhalten werden konnte.

Daß aber diese Wehrbereitschaft nur auf eidgenössischem Boden zu erreichen war, stand für ihn fest; ein klares, aus seiner kriegerischen Erfahrung geschöpftes Ziel, das wir heute noch nicht vollkommen erreicht haben. Um dieses Ziel zu erreichen, gründete er in Thun die erste Zentralschule, bildete 1827 erstmals Offiziere verschiedener Waffen gemeinsam im Felddienst aus. Er half auch die ersten sogenannten Übungslager organisieren; die Anfänge der späteren Truppenzusammenzüge. Symbolisch kam dieser Gedanke im Werben für die gemeinsame eidgenössische Fahne und Armbrunde zum Ausdruck.

Wie seine Eingaben der Jahre 1819, 1822, 1826 zeigen, war er sich der Schwäche der schweizerischen Milizen durchaus bewußt, wenn er sagte: Die schweizerische Armee wird zu Anfang eines Feldzuges immer von geringem Werte sein“ und die heute wieder besonders beherzigenswerten Worte aussprach: „Der angreifende Feind, der unsere Schwäche kennt, wird seine Vorbereitungen heimlich betreiben und wie der Blitz über uns herfallen, ohne uns zur Sammlung gelangen zu lassen.“

Die Mentalität von 1798 war ihm nicht unbekannt geblieben, die auch heute als drohendes Gespenst unter uns herumschleicht, wenn er in der Fortsetzung sagt:

„Weh uns, wenn es uns in einer solchen Lage an guten Offizieren fehlt, um die zerstreuten Elemente unserer Kriegsmacht zu sammeln und die Begeisterung der nationalen Scharen einsichtig zu leiten.

Unserem Widerstand würde es dann an Einheit fehlen, und wie groß auch der Mut unserer Soldaten wäre, sie würden von gewandtern Truppen geschlagen werden, das Mißtrauen würde sich ihrer bemächtigen, vielleicht auch, daß sie im Angesicht der Unsicherheit ihrer Führer sich verraten halten würden.“

Wort für Wort des Gesagten dürfte für heute seine Gültigkeit haben.

Diesen Gefahren glaubte er richtiger Weise durch bessere Ausbildung der Offiziere und der Truppe begegnen zu können. Für ersteres war er intensiv tätig durch das Verfassen der nötigen Reglemente und durch Herausgabe militärischer Lehrbücher, wie das „Handbuch für die praktischen Arbeiten im Felde“ 1825, und das schon erwähnte Lehrbuch der Taktik und die Abhandlung über permanente Befestigung, 1842. Von kriegsgeschichtlichem Interesse ist heute noch seine Abhandlung über die Rohanschen Feldzüge in Bündten und Beltlin. Durch gemeinsame Übungen sollten die Offiziere vor der spezialistischen geistigen Verkümmern geschützt werden. Diese Werke wurden mehrfach in andere Sprachen übersetzt.

Aber auch er mußte erfahren, welch' große Widerstände es zu überwinden galt, wenn man nur einen kleinen Schritt vorwärts dem Kriegsgenügen zu in jener buntscheckigen Eidgenossenschaft machen wollte.

Gemeinsam mit Salomon Hirzel von Zürich und Heinrich Hirzel von Winterthur hatte er im Auftrage der Tagsatzung ein neues Militärreglement 1834 aufgestellt. Wenn darin auch das gefährliche kantonale Kontingentsystem aufrecht erhalten wurde, so sah das Reglement dennoch eine straffe Organisation der Leitung und der Stäbe und deren einheitliche Ausbildung vor.

Im Jahre 1838 scheiterte der Entwurf an mangelndem Opfersinn und den politischen Vorurteilen. Ja selbst die Zentralschule in Thun begann zu zerfallen. Es zeigte sich bis in die neueste Zeit das immer sich wiederholende Bild der Hemmnisse in unserer militärischen Entwicklung.

Diese rein wissenschaftliche Betätigung konnte — wie das immer so ist — nicht verhindern, daß er bei seiner Wahl zum General im Sonderbundskrieg spöttelnd von den Führern des Sonderbundes als gelehrter General bezeichnet wurde, der mehr schulgerichtet als freischöpferisch seine Truppen führen würde. Man täuschte sich. Caesar, Friedrich II., Napoleon und Foch haben bekanntlich auch Bücher geschrieben.

Daß nur eine auf straffster Manneszucht beruhende Truppe imstande wäre, ihre kriegerische Aufgabe zu erfüllen und den Eindrücken des Kampfes standzuhalten, war für General Dufour eine Grundwahrheit.

Wie diese zu erschaffen und zu erhalten ist, hat er in einem prächtigen und geradezu klassisch anzusprechenden Worte in seinem Lehrbuch der Taktik zusammenfassend niedergelegt. Diese Sätze haben auch heute noch ihre Geltung:

„Die Manneszucht ist also das erste Erfordernis eines Kriegsheeres; die unerläßliche Hauptbedingung desselben. Ein Kriegsheer ohne Manneszucht ist ein Unding. Auch sehen wir diejenigen Truppen, welche sie am strengsten gehandhabt haben, zu allen Zeiten und bei allen Völkern ein entschiedenes Übergewicht erringen. Durch ihre bewundernswürdige Manneszucht haben die Römer über alle Nationen gesiegt und die ganze bekannte Welt ihrer Herrschaft unterworfen. Durch ihre Manneszucht sowohl als durch den hohen Grad ihrer Tapferkeit haben die ersten Schweizer so viele denkwürdige Schlachten gewonnen, und auch die heutigen Schweizer können nur dann hoffen, in die Fußstapfen ihrer Väter zu treten, wenn Manneszucht in ihren Reihen herrscht und sie den Pflichten getreu nachkommen, welche diese auferlegt.

Die Ehre ist besonders bei Nationaltruppen die sicherste Grundlage der Manneszucht. Zu strenge Strafen reizen den Soldaten, ohne ihn zu bessern; sie müssen für die seltenen Fälle aufgespart werden, wo die Notwendigkeit es erfordert, die wirksamsten Maßnahmen zu ergreifen, um einer Unordnung Einhalt zu tun. Dadurch, daß man die fehlbaren Soldaten durch Vorstellungen zu ihrer Pflicht zurückführt und dieselben, selbst wo man sie bestraft, mit Güte behandelt, dadurch, daß man es sorgfältig vermeidet, sie durch kränkende Ausdrücke zu erniedrigen, wohl aber sucht, in ihnen Gefühle von Vaterlandsliebe und Ehre zu erwecken, wird es gelingen, Scharen zu bilden, die sich großherzig im Sieg, unerschütterlich im Mißgeschick beweisen. Dies sind die einzigen Hebel, auf deren Wirksamkeit im ent-

scheidenden Moment gezählt werden kann, und wenn dieselben auch allein nicht hinreichen, um Helden zu bilden, wenn nur die Begeisterung allein die Wundertaten bei St. Jakob und bei Thermopylä ins Leben zu rufen vermochte, so ist man dann wenigstens gewiß, mittelst denselben alles das zu erringen, was von kriegsgewohnten und gutgeordneten Truppen möglicherweise gefordert werden kann.

Der Offizier soll sich also aller harten und verächtlichen Ausdrücke enthalten und vor allem sorgfältig vermeiden, diejenigen Untergebenen, die gegen ihn gefehlt haben, roh zu behandeln; so wenig er zu entschuldigen ist, wenn er sich von seiner Festigkeit hinreißen läßt, so sehr wird es ihn immer freuen, wenn er sich zu mäßigen wußte. Die Soldaten, die eine Beleidigung wohl zu würdigen wissen, werden seine Mäßigung dankbar anerkennen, den Strafbaren selbst verdammen und sich bereitwilliger zeigen, zu gehorchen.

Aber es gibt noch ein anderes Extrem, in das Offiziere von Milizen leicht verfallen und das ebenso sehr vermieden werden muß: dies ist jene übertrieben Vertraulichkeit, die denjenigen, der sich ihr hingibt, herabsetzt, oder in Mißkredit bringt, ihn selbst in den Augen derjenigen, deren Gunst er zu erwerben sucht, verächtlich macht; es ist jene strafwürdige Schwäche, die den Beschwerden schlechter Soldaten, die immer unzufrieden sind und Klagen erheben, zu bereitwilliges Gehör leiht, eine Schwäche, die jede Mannszucht untergräbt, indem sie bei Fehlern und Unordnungen, die so notwendig bestraft und unterdrückt werden sollten, die Augen zudrückt. Ein zu vertraulicher Offizier hat keine Gewalt mehr über seine Soldaten; er hat von denjenigen Mangel an Achtung und selbst Grobheiten zu erwarten, die er gewöhnt hat, ihn als bloßen Kameraden zu betrachten und ihm wie einem solchen zu begegnen.

Der Mann, dem die Führung von Truppen anvertraut ist, befindet sich also zwischen zwei Klippen: die der Härte, welche empört, und die der übertriebenen Güte, welche den Respekt gefährdet. Er wird die rechte Mitte halten, wenn er Gerechtigkeit mit Strenge und persönliche Güte mit den Geboten der Pflicht zu verbinden weiß. Derjenige Offizier, der keinen Fehler ungestraft läßt, gute Aufführung und schöne Taten lobt und würdig belohnt, wird von allen seinen Untergebenen zugleich gefürchtet und geliebt sein.

Wenn man bei der Zusammenziehung einer Armee die Mannschaft auswählen könnte, so müßte nicht nur die Größe berücksichtigt werden. Die Römer waren nicht groß von Körper, und doch ist ihnen keine Nation je gleichgekommen und nur darum haben sie so Großes vollbracht, weil sie mit den Eigenschaften eines Soldaten die Tugenden des Bürgers vereinten. Körperliche Kraft, große Statur und Mut machen allerdings viel aus; aber um den wahren Krieger zu bilden, müssen diese Vorzüge mit nicht minder schätzbaren Eigenschaften verbunden sein: mit Mächtigkeith, mit Geduld im Ertragen von Entbehrungen, mit Ehrgefühl und vor allem mit feuriger und reiner Vaterlandsliebe. Nur diese Tugenden allein können den Stand des Kriegers verehnen, der ohne sie nur allzu oft sich mit Ausschweifungen aller Art besleckt, welche der Nation selbst, die er beschützen sollte, eben so verderblich werden, als dem Feind, der die Schuld daran trägt oder tragen muß. Auch sehen wir die alten Republiken die größte Sorgfalt bei der Wahl der Soldaten anwenden, denen sie ihr Schicksal anvertrauten. Die Ehre, für das Vaterland die Waffen zu tragen, wurde keinem zu Teil, der nicht unmittelbar bei der Verteidigung desselben beteiligt war. Unsere heutigen Einrichtungen gestatten uns zwar nicht, eine so vorzügliche Zusammenziehung der Kriegsheere zu erreichen; aber man kann etwaa Ähnliches mit den Milizen erlangen. Bei stehenden Heeren kann man das Werbesystem, das nur den Abschaum der Städte in die militärischen Reihen führt, abschaffen und durch die militärische Konstriktion ersetzen, gegen die man so viel geschrien hat und die doch das einzige Mittel darbietet,

um eine durch gleiche Interessen an die übrigen Klassen der Bevölkerung geknüpftete Armee zu bilden.“

Wenn man seine praktische und theoretische Tätigkeit durchgeht, so kann man nur feststellen, daß Dufour alles daran setzte, sich und das noch sehr lose Heer der damaligen Eidgenossenschaft gewissenhaft auf die ernste Prüfung vorzubereiten, die der Kriegsfall an ihn und den Staat stellen könnte.

Schon mehrfach hatten drohende Gewitterwolken über dem jungen und — militärisch — noch wenig erstarzten Wehrwesen gehangen.

Als praktischer Truppenführer hatte Dufour schon die Grenzbesetzung 1830/31, die infolge der französischen Julirevolution nötig wurde, im Stabe des Oberbefehlshabers Guiger de Pranguin als dessen Generalstabschef mitgemacht.

Nach dem Kampfe zwischen Baselstadt und Baselland befehligte er die eidgenössischen Interventionsstruppen. An den Vorbereitungen zur Verteidigung der Westgrenze anlässlich des Napoleonhandels 1838 nahm er führenden Anteil und trat lebhaft für seinen ehemaligen Thuner Schüler Prinz Ludwig Bonaparte ein.

Aber die größte Prüfung seiner menschlichen und militärischen Eigenschaften stand ihm bei der Wahl zum Oberbefehlshaber zur eidgenössischen Exekutionsarmee bevor, die nicht ohne das übliche Intriguenspiel am 21. Oktober 1847 erfolgte. Dufour lehnte es bestimmt ab, von den Kantonen sich in die Kommandobesetzungen hineinreden zu lassen*).

Seine Aufgabe war nicht ganz leicht. Er mußte die Wiederherstellung der Ordnung in kurzem Zeitraume vollziehen, bevor eventuell die Mächte einschritten. Dufour selber war der politischen Entwicklung gegenüber mißtrauisch gewesen. Er war kein radikaler Stürmer. In einem Bürgerkrieg führen zu müssen, gegen alte Kameraden und Freunde zu kämpfen, hat immer etwas Mißliches, Schweres an sich. Nicht leicht entschloß er sich zur Übernahme des Kommandos. Er wollte den Krieg in humanem Geiste mit wenig Blutvergießen führen. In seinem Aufrufe vom 27. Oktober mahnt er zur Mäßigung und zum Halten von straffer Disziplin.

Der mangelnde innere Halt der kantonalen Kontingente war ihm nicht unbekannt. Der Sonderbund hatte einen Vorsprung in der Rüstung. Er konnte, wenn er seine Kraft besammelte und rasch zustieß, sei es gegen Bern oder gegen Brugg an der Keußlinie, die eidgenössische Mobilisation und den Aufmarsch empfindlich stören, das Ausland zur Intervention veranlassen.

Dem zu begegnen, mußte mit entscheidender Macht aufgetreten werden. Hatte der Sonderbund den Vorteil der inneren Linie für sich, so Dufour eine erhebliche numerische Überlegenheit.

*) In dieser Richtung geben die Lebenserinnerungen des Gesandten Kern in Paris interessanten Aufschluß.

Die ganze Mobilmachung war mit rund 100,000 Mann am 16. November beendet. Schon am 14. November fiel das vereinzelt für sich kämpfende Freiburg. Dem Sonderbund war es am 17. November gelungen, vom Gotthard das Tessiner Detachement unter Oberst Lubini zu vertreiben und damit die Verbindung über die Furka und das Wallis mit dem Ausland aufrecht zu erhalten.

Bald sollte plangemäß der Vormarsch konzentrisch mit 5 Divisionen gegen Luzern beginnen. Der Hauptangriff sollte erst zwischen Reuß und Zugersee, nachher zwischen Reuß und Vierwaldstättersee durchgeführt werden, um Zug und Schwyz von Luzern abzutrennen.

Weitere Kolonnen sollten im Seetal, im Wiggertal und durch das Entlebuch vorgehen. Den Führern wurde nach napoleonischem Muster volle Freiheit im Handeln gelassen.

Am 23. November kam es zum entscheidenden Treffen bei Gisikon. Die Truppen des Sonderbundes wurden nach mannhaften Gegenwehr überwältigt. Die westlich vorgehenden Nebenkolonnen kamen so nahe nach Luzern, daß am 24. Dufour in Luzern einmarschieren konnte und bis zum 28. November die übrigen Kantone die Waffen strekten. Der Sieg war im Verhältnis zu den Aufgebotenen mit einem geringen Verlust an Opfern erkauft worden. (Eidg. Armee: 100,000 Mann, 60 Tote, 386 Verwundete; Sonderbund: 76,000 Mann, 26 Tote, 114 Verwundete.)

Dufour zögerte nicht, in seinem Bericht an die Tagsatzung auf Fehler und Mängel, die zu Tage getreten waren, mit Nachdruck hinzuweisen — Fehler und Mängel, die da und dort in anderer Form auch in den Berichten von General Herzog 1870/71 und General Wille 1914—18 wiederum namhaft gemacht werden:

Die Disziplin litt in einigen Korps, aus Mangel an Erfahrung, aber auch an Mangel der Energie der Offiziere. Die Ursache davon sucht Dufour darin, daß einige Kantone die Wahl der Offiziere nicht sorgfältig genug vornehmen. Besonders mangelhaft befand er die Instruktion im Sicherheitsdienst, eine Tatsache, die er eventuell mit ernststen Folgen verknüpft betrachtete. Bei der Infanterie zeigte sich auch der Wachtdienst — dieser Prüfstein — ungenügend, der z. T. als gleichgültig und sorglos bezeichnet wird. Ebenso ungenügend erschien ihm die Organisation des Traintwesens.

Bei mehreren Bataillonen wird die zum Teil zuchtlose Marschordnung beanstandet, die der Sorglosigkeit und Unfähigkeit der Offiziere zugeschrieben wird und zu üblen Auftritten führte. So ließen die Scharfschützen, die sich etwas besonderes glaubten, auf dem Marsche ihre Ausrüstungsgegenstände verladen, und die Infanterie (Füsiliere), neidisch darauf, verlangte dieselbe Erleichterung.

Die Arbeit des Generalstabes genügte den Anforderungen nicht, und es muß hervorgehoben werden, daß Dufour ausdrücklich sagt, daß der Eifer — wie man heute noch meint — das Fehlende nicht ersetzen kann.

Ob heute alle diese begründeten Forderungen General Dufour's erfüllt worden sind, mag jeder an seinem Platze mit der nötigen Selbstkritik beantworten.

Zusammenfassend kann man sagen, daß er mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln die ihm übertragene Aufgabe in angemessener Zeit gelöst hat. Besondere Glücksumstände, wie besonders die mangelhafte Organisation und militärische Führung des Sonderbundes, waren ihm hiezu günstig. Sein militärischer Ruf in Europa war begründet und zwar so, daß ihm 1848 Carl Albert von Sardinien ein Oberkommando anbot, wahrscheinlich auch das Frankfurter Parlament.

Als 1849 die Lage infolge des Büssinger Handels sich zuspitzte, ein vermehrtes Truppenaufgebot stattfand und die Armee auf Pikett gestellt wurde, betraute man Dufour neuerdings mit dem Oberkommando, und er hatte die Genugtuung, Truppen unter seinem Kommando zu führen, die zwei Jahre vorher noch als Feinde einander gegenüber gestanden waren.

Als es ihm im Jahre 1856/57 trotz seiner großen Bemühungen bei seinem ehemaligen Militärschüler Napoleon III. nicht gelang, den offenen Konflikt zwischen der Schweiz und Preußen zu verhindern, riet er frühzeitig dem Bundesrat, die nötigen Verteidigungsanstalten zu treffen.

Am 19. Dezember nahm er an einem Kriegsrat teil, der die ersten Maßnahmen anordnete, Kleinbasel in Verteidigung zu setzen, ebenso die Rheinübergänge vor Eglisau und Schaffhausen. Selbst eine Flotille auf dem Bodensee wurde organisiert, Romanshorn und Korschach befestigt, Lebensmittel angekauft, eine Armeeorganisation vorgenommen.

Am 30. Dezember wurde er zum Oberbefehlshaber ernannt; er erhielt restlose Vollmachten und die, die Grenze eventuell zu überschreiten. Seine Aufgabe an der langen Grenze war nicht leicht, insbesondere wenn er, was ihm pflichtgemäß erschien, den Kanton Schaffhausen nicht preisgeben wollte. Dies konnte nur offensiv geschehen. Er hatte die Absicht, mit einem starken rechten Flügel an die Nach-Linie gegen das Plateau von Donauessingen vorzustoßen, links mit einem Schild an der Wutach: In drei Tagen sollte die Stellung erreicht sein.

Wäre der Krieg ausgebrochen, so wäre es vermutlich in dieser Stellung zum Kampfe gekommen, denn Prinz Friedrich Karl, der designierte Führer des Preußenheeres, hatte die Absicht, zunächst in die Ostschweiz und gegen Zürich über Eglisau, nicht von Konstanz aus vorzubrechen, um dann eventuell südlich der Aare gegen Bern vorzugehen, wenn nicht nach der Besiznahme der Ostschweiz die Schweiz willfährig geworden wäre.

Bei Basel sollte durch Befestigungen gesperrt werden. Der Plan war den Umständen entsprechend, er setzte allerdings in einer schwierigen Situation alles auf eine Karte. Die Schlacht nördlich Schaffhausen hätte zu einer Entscheidung führen müssen. Sorgenlos war die Lage — wie Dufour selber angibt — in bezug auf Ausrüstung und Ausbildung nicht.

Glücklicherweise kam es nicht zum Kampfe, der dem damals noch unterschätzten Preußenheere gegenüber kein leichter geworden wäre, wenn man an die Leistungen dieses Heeres im Kriege gegen Dänemark und Osterreich-Ungarn in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts denkt.

1859, während des Feldzuges in Italien, war Dufour nochmals zum Oberbefehlshaber bei der Grenzbesetzung an der Südgrenze auserkoren. Dort lernte er die militärische Schwäche dieser Grenze kennen. Die Simplonstrasse betrachtete er als eine permanente Gefahr für unsere Neutralität. Die Diplomaten von 1815 hätten es so eingerichtet, daß sie immer einen Fuß auf unserem Gebiete hätten. Man hätte sich weder Chiavenna noch das Val Livigno entreißen lassen sollen. Der Übergang von Savoyen an Frankreich war für ihn ebenfalls eine große Sorge.

Dufour hat als Organisator, als Erzieher des Offizierskorps große Verdienste um unser Land erworben. Er ist der letzte schweizerische Führer gewesen, der leider in einem Bürgerkrieg schweizerische Truppen in den Kampf geführt. Seine Anordnungen dürften oder durften jeder Kritik standhalten. Sie sind wohlwogen gewesen, in dem Sinne, daß er es als höchstes und richtiges Ziel ansah, mit möglichst wenig Blutvergießen die gestellte Aufgabe zu erfüllen. Das ist eine Feldherrentugend ersten Ranges.

Wir Nachfahren dürfen diesen Namen in Ehren halten und ihn als Vorbild betrachten. Dufour gehört in die Reihe der großen Schweizer Soldaten.

Die neue Sowjetverfassung und das Völkerrecht.

Von Karl Braunias.

Die neue Verfassung der Sowjetunion, die der VIII. Unionsrätetkongreß am 5. Dezember 1936 beschlossen hat, ist auch vom Standpunkt des Völkerrechtes von einer besonderen Bedeutung.

Vor allem hat sie die letzten Anklänge an die völkerrechtliche Entstehungsart der Sowjetunion verwischt. Die bisherige Unionsverfassung vom 6. Juli 1923 hat die Sowjetunion als Bundesstaat eingerichtet, trug aber immerhin noch Eierschalen des ursprünglichen Staatenbundes. Die Sowjetunion war ja auf dem Wege völkerrechtlicher Verträge zwischen mehreren Sowjetrepubliken entstanden. Da die Erklärung der Rechte der Völker, die der Rat der Volkskommissare am 2. November 1917 erlassen hatte, den Völkern das Recht auf Selbstbestimmung bis zum Ausscheiden aus dem russischen Reich zugestanden hatte, war von Rußland eine Reihe von Nationalstaaten abgefallen. Es blieb nur mehr ein Kern zurück, die Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik. Seit 1919 bildeten sich in den abgefallenen Gliedern weitere Sowjetrepubliken: Ende 1919 entstand die Arbeiter- und Bauernregierung in der